



Ich war zum Glück in Osnabrück!

Am Ende unserer Serie münden alle Wege konfessioneller Toleranz in Osnabrück. Hier warb der Bischof höchstpersönlich einen Reformator an, hier wurde nach dem Dreissigjährigen Krieg die religiöse Befriedung Europas ausgehandelt, hier wurde 1648 der Westfälische Friede verkündet, der gleiches Recht für alle Staaten schuf.

von Andreas Nentwich

Die Stadt, deren Bewohnern eine stoische Ruhe nachgerühmt wird, versetzt mich in Dauertrab. Ich komme mit Verspätung an, das erste Treffen ist knapp angesetzt. Keine Chance, den Weg zu Fuss zu machen. Ich stürze in ein Taxi, der dunkelhäutige Fahrer will wissen, woher ich komme. Er selbst stammt von hier, aber seine Eltern sind in den Siebziger Jahren aus dem Libanon geflohen. «Schweiz des Orients», sage ich, der Fahrer sagt: «Wir kamen aus Beirut. Beirut hiess auch Paris des Orients, es war westlich, chic, ein Traum.» Was mich nach Osnabrück führe, fragt er nun, indigenes Kind von Heimwehkranken nach Zedern und Schneegipfeln – sicher Berufliches? Er fahre kaum Touristen, leider, Osnabrück sei viel zu wenig bekannt. Unbedingt müsse ich die schöne Altstadt sehen. «Da hinten ist der Dom», sagt er, als wir vor dem «Steigenberger» halten. Ich sehe keinen Dom, später werde ich feststellen, dass man ihn meistens erst sieht, wenn man fast vor ihm steht.

Was diese Zeilen nicht verraten

Ich werde schon erwartet, von einer Dame, die mich für die Reformation in Osnabrück einnehmen soll. Ja, der Dom, sie werde mir noch zeigen, wie ihm die Ratskirche Sankt Marien den Hintern zudreht, einen regelrechten französischen Kathedralhintern mit Strebeböckeln. Das Domkapitel habe in Reaktion

auf solch bürgerliche Überhebung sein Gotteshaus aufpumpen wollen, doch hätten die Mittel nur für den nördlichen der beiden Türme gereicht, und dann seien die Reformationswirren gekommen. Jetzt hinke eben die Doppelturmfront, aber das Innere sei wunderschön, ich werde ja sehen. Brigitte Neuhaus, so heisst meine Begleiterin, zeigt hierhin und dorthin, ich schaue blind, während wir uns im Affenzahn dem gotischen Rathaus entgegenplaudern. Dort wartet schon die Dame vom Büro für Friedenskultur, sie heisst Katharina Opladen und hat ihr Referat auf zwanzig Minuten eingedampft, denn knapp folgt der Termin im Schloss beim Reformationshistoriker.

Und Sie, meine Leser, wollen diese Hommage an ein Stadt-Dornröschen unter wintergrauem Himmel ja auch auf höchstens fünf Seiten durchwandern; das sind nicht viel mehr als zwanzig Minuten Lesezeit selbst bei labyrinthischer Textanlage mit eng ineinandergefalteten Sätzen! Der Text muss also noch viel schneller vorwärtskommen als Frau Neuhaus und ich an diesem Nachmittag: muss Broschüren, Sonderdrucke, lange Reden bündeln, Wege kappen, den scheuen Lokalstolz meiner uransässigen oder eingebürgerten Musen und Informanten zum Destillat verdampfen, alles Lange und Breite, Schöne und Tiefe zwischen die Zeilen verbannen. Und zu alledem muss sie noch zur Sprache bringen, was mir der Reformationshistoriker am

Ende dieses Nachmittags zu schreiben aufgibt, weil es «für die Schweiz ganz wichtig ist» – aber dazu später.

So ein sanftes Täubchen

Der französische Schriftsteller Georges Perec hat fünfzig Seiten für die angemessene Beschreibung eines Platzes veranschlagt. Ich stelle mich mit Ihnen auf den Marktplatz von Osnabrück, schlage in der Luft ein grosses Oval und sage: Das war die Mauer, die Altstadt und Neustadt zusammenhielt. Sieben Türme und ein paar Bruchstücke stehen noch, der heutige Autoring zeichnet ihren Verlauf. Als sie gebaut wurde, waren beide Siedlungsteile noch selbstständig mit je einem Rathaus: Schon im Mittelalter vertrat sich Osnabrück mit sich selbst. Hier auf dem Platz, sage ich jetzt und schreibe ein kleines Dreieck in die Luft, sehen Sie ein niederdeutsches Idyll. Das Rathaus, spätgotisch, mit Ritterfiguren, Türmchen wie Räuchermännchen und einer doppelläufigen Freitreppe. Drumherum Häuser mit Treppengiebeln, links von ihm eine gotische Kirche aus warmem Sandstein, deren Ostchor cathedralartig von Strebeböckeln gestützt wird – und zwischen allem ein Weihnachtsmarkt, der an diesem 14. Dezember 2015 noch nichts weiss von den Schatten, die sich fünf Tage später vom Berliner Breitscheidplatz aus über alle Weihnachtsmärkte legen werden. Die Kirche heisst Sankt Marien, sie ist eine



Foto: Andreas Nentwich

14. Dezember 2016, die Giebeluhr der Marienkirche zeigt 15.29 Uhr an, das historische Kinderkarussell am Weihnachtsmarkt wartet auf die Dämmerung, die es mangels Schnee verzaubern muss.

der beiden evangelisch-lutherischen Hauptkirchen der Stadt, die andere wird immer noch nach der Stadtpatronin Katharina genannt. Auf dem schönen Griff der Rathaustür hockt mit züchtigen Krällchen eine bronzene Friedenstaube. Die Klinke zeigt das Rad der heiligen Katharina, Osnabrücks Wappen, und trägt die Aufschrift: «Friede 1648». Am 25. Oktober wurde er verkündet, von dieser Freitreppe aus: der Friede von Münster und Osnabrück. Er beendete den Dreißigjährigen Krieg, den Achtzigjährigen Unabhängigkeitskrieg der Niederlande

und den Krieg der Konfessionen. Dass von nun an Katholiken, Lutheraner und Reformierte gleiches Recht beanspruchen durften, war nicht im katholischen Münster ausgehandelt worden, sondern in Osnabrück, das, ja, ich sage einmal behelfsweise: tendenziell eine evangelische Stadt war, aber dazu später.

Der zentrale Toleranzpunkt

Und wirklich: der Dom, Sankt Peter geweiht, hat zwei beträchtlich ungleiche Türme, wie ein verkümmertes Beinchen wirkt der ältere, er stammt aus dem

12. Jahrhundert, gegenüber dem um 350 Jahre jüngeren. Man sieht der Kathedrale nicht an, dass britische Bomber am 13. September 1944 ihren Segen über ihr abluden, so wie man der Altstadt nicht ansieht, dass sie an jenem Tag in Trümmern versank und fast all ihr Fachwerk ein für alle Mal verbrannte. Das fünfte Gotteshaus am Platze hat trotz frühgotischer Formen die schöne Geschlossenheit einer leicht verspäteten Romanik behalten. Der Raum teilt seine Kraft mit einem Triumphkreuz von 1230, Jesu Haupt enthält Partikel von Crispin und



Die Friedenstaube an der Rathausstür, 1963 von Fritz Szalinski (1905–1978).



Daniel Libeskind 1998 eröffnetes Museum für den Maler Felix Nussbaum.

aber lief bikonfessionelle Neigung mit, als Unterstrom, Genius Loci, Mentalität von Osnabrück – bis endlich 1648 der erlösende Weltfriede von der Rathausstreppe aus verlesen wurde. Davon so bald wie möglich!

Wörter wie Staatskarossen

Morgens im Hotel, mittags auf dem Weihnachtsmarkt, vor der Abreise am Nebentisch im Café am Markt: Was ist das? Holländisch! Die Niederlande sind nah, und die Sprache, die früher hier gesprochen und geschrieben wurde, lässt es erkennen: «Dat saacrament schal in beider gestalt uthgedelet werden, nach dem Befehle Christi» und zwar soll «dat sacramente in der Monstrantienn nicht umme gedragen und bewartet werden» – aber Beichte und Absolution sind zum Empfang der Kommunion schon unabdingbar. So hielt es der von Bischof Franz von Waldeck berufene Reformator Hermann Bonnus 1543 in seiner «Kercken Ordnungh» fest.

Rund hundert Jahre später besuchte ein Abbé aus dem Tross des französischen Gesandten beim Friedenskongress einen Gottesdienst in der Ratskirche und mochte bis zur Austeilung des Abendmahls kaum glauben, dass es nicht die katholische Messfeier war, der er beiwohnte. Diese hübsche Verwirrung, die einen theologischen Graben liturgisch überspielte, wurde 1650 als «Capitulatio perpetua osnabrugensis», «Immerwährende Kapitulation» oder schlicht Vertrag auf ewig zur Vollendung gebracht: in einem massgeschneiderten Konfessionsfrieden für Stadt und Land Osnabrück aufzuschreiben.



Das spätgotische Rathaus (1487–1512) vom Turm der Marienkirche aus.

Crispinian, Regina, Bonifatius und dem Kreuz von Golgatha. Eine archaische Bronzetaufe, ein goldener Flügelaltar, eine barocke Kanzel, moderne Windfänge aus Alabaster und Glas: Beigaben oder Überbleibsel aus acht Jahrhunderten, die den stillen Ernst des Raumes akzentuieren. Gehen Sie drei, vier Mal über den Tag hinein, wenn Sie da sind.

Jetzt aber folgen Sie mir schnell ins nördliche Querhaus, damit wir auf den Toleranzpunkt kommen, den Brennspiegel, in dem sich alle Strahlen des lokalen Konfessionsfriedens fangen. Er hat die Gestalt eines Renaissance-Epitaphs für den 1617 verstorbenen Dompropst Balduin Voss, dessen Name weniger zur Sache tut als seine Konfession: Voss war eines jener Mitglieder des an sich treu katholischen Domkapitels, die aus dem evangelischen Stadtadel zugewählt wurden. Die Gründe: verschieden, immer aber pragmatisch und taktisch – Gründe des inneren Friedens kurzum. An dieser Stelle muss ich wohl sagen, dass die Reformation in Osnabrück auf spektakulär unspektakuläre Weise vonstatten ging und in einen Konfessionsfrieden mündete, der in der Welt des alten Europa seinesgleichen sucht. Aber davon später.

Die friedliche Reformation

Lassen wir alles weg, was ähnlich war wie überall: den ersten evangelischen Prediger hier, den zweiten dort, die Hinwendung des Rats zur Reformation. Len-

ken wir die Sonne auf den Fürstbischof, der in Osnabrück die Reformation einführte: Franz von Waldeck, inthronisiert 1532, dem Jahr, in dem die Ratskirche Sankt Marien einen ob seiner Radikalität später wieder verjagten evangelischen Prediger bestellte, hielt sich viele Optionen offen, um seinen Besitz zu akkumulieren. Aus diesen Gründen und aus jenen, aus Überzeugung wohl auch, konnte er sich vorstellen, mit dem Luthertum zu fahren, versteckt unter katholischem Ornat. 1548 lud er das Luther zugeneigte Landeskind Hermann Bonnus ein, eine Probepredigt zu halten und, als die Prüfung mit Bravour bestanden war, eine Kirchenordnung für Osnabrück aufzuschreiben.

Was soll man sagen: Eine kleine Zeit noch schrieb Reichsgeschichte Stadtgeschichte. 1548, die katholische Partei hatte gerade wieder einmal Oberhand im Reich, wiederrief Waldeck. Doch liess er in Stadt und Land alles laufen, wie es lief, also eher lutherisch, und 1555, beim Augsburger Religionsfrieden, wurde der Lauf festgeschrieben: Rat evangelisch, Dom, Bischof und Domkapitel katholisch, Domschule simultan für Knaben beider Konfessionen, Kirchen zwei zu zwei aufgeteilt. Parität galt auch auf dem Land, im «an sich katholischen, aber als Folge der Reformation weitgehend evangelischen Fürstbistum», wie es Osnabrücker Dialektik formuliert. Der grosse Krieg, natürlich ja: Er wirbelte alles durcheinander. Einmal wollte ein Bischof die Stadt wieder katholisch machen und holte sich zu diesem Zweck den Thinkthank der Gegenreformation – die Jesuiten gründeten Schulen und sogar eine Universität, doch schon im Folgejahr kamen die Schweden, machten alles wieder rückgängig – und so fort. Immer

brück, wie ihn die Welt nirgendwo sonst zu kosten bekam. Er legte fest, dass die Fürstbischöfe im Wechsel vom Domkapitel bestimmt und aus dem Fürstenhaus Braunschweig-Lüneburg kommen sollten. Das war die «alternierende Sukzession» von katholischen und evangelischen Landesherrn. Das Toleranzwunder wird etwas irdischer, wenn man weiss, dass die evangelischen Bischöfe zu jener Zeit keine geistlichen Funktionen ausübten, sondern nur weltliche Herrscher waren und die katholischen Dinge dem Kölner Erzbischof überliessen. Die «Capitulatio perpetua» besteckte die ländlichen Kirchspiele mit alternierenden Konfessionsfähnchen, nach Massgabe der letzten Zählungen, wodurch das demoskopische Erhebungsjahr 1624 zum Osnabrücker «Normaljahr» avancierte.

Fortan gab es im Fürstbistum katholische Orte, evangelische Orte, Orte, die doppelt konfessionell besetzt waren und unter diesen wiederum solche, die ihre einzige Kirche zum Simultaneum umwandeln mussten. In der Stadt sassen drei Lutheraner im Domkapitel und keine Katholiken im Rat. Erst 1802, unter den Franzosen, kam das Ende all der Alternierungen und Immerwährendheiten – ausgenommen ein verschwiegenes altes Kloster im nördlichsten Zipfel des Osnabrücker Landes. Bis heute verharrt das edle Damenstift Börstel in der «Capitulatio perpetua». Acht der zehn Stiftsdamen, darunter die Äbtissin, sind evangelisch, aber längst hat sich das paritätische Nebeneinander an diesem Ort der Einkehr perpetuiert, transformiert und transzendiert in den ökumenischen Geist von Taizé.

Im Labyrinth der Zeiten

Das Frühstücksbuffet im Steigenberger Hotel ist so windungsreich, dass ich mir am Ende nur ein ängstliches Konfitürebrotchen zusammenstelle. Das frühmorgendliche Flackern durch die Gängen des Verzehrabyrinths setzt sich fort, als mich die Dame vom Tourismusbüro, mit der ich vom Turm der Marienkirche über die rote Dachlandschaft blicke, sie heisst Beate Krämer, wunschgemäss auf eigene Wege schickt. Ich will zum Schloss, das sich Ende des 17. Jahrhunderts der erste evangelische Fürstbischof gebaut hat, und zu den Türmen, die ich



Die Friedensbewegung der 1970er-Jahre gab Osnabrück (hier der Dom) den Kick: Seither sind Friedensförderung und Friedensforschung offiziell Leitlinien der «Friedensstadt».

mit Händen greifen kann: dem hohen und spitzen von Sankt Katharinen und dem haubengekrönten Westwerk von Sankt Johann, der katholischen Kirche der Neustadt. Einfach geradeaus, sagt Frau Krämer. Aber unten gibt es kein Geradeaus; alle Wege sind von Häusern und Himmelsrichtungen verstellt. Nur durch Zufall und ohne zu begreifen, wie sie zusammenhängen, finde ich meine Ziele. Anders als die Altstadt ist die Neustadt erkennbar kriegsversehrt, das Schöne hält sich wie auf Schollen im Geschiebe von Nachkriegsnutzbauten und Shoppingarchitektur. Aber die Gassenkrümmungen sind bewahrt, das Gefühl für die beachtliche Grösse des alten Osnabrück kann sich erhalten. Sankt

Katharinen erscheint in Nahsicht als architektonische Entsprechung eines Sitzriesen. Klein ist die gotische Halle im Verhältnis zum Turm, der mit seinen 103,5 Metern auf Platz 63 der Kirchturmweltrangliste steht. Ein Wochenmarkt schmiegt sich um den hell verputzten Bau, drinnen schweben zwei würdige Damen aus der evangelischen Bildungsschicht auf mich zu, fröhlich-beherzt reichen sie Gesangbuch und Programm des Mittagskonzerts. Doch fehlt für längeres Verweilen im lichten Gehäus die Zeit. Mein Ziel ist ein Monument nachgetragener Toleranz, das in zwei Stunden schliesst. Nur den Umweg über katholisch Sankt Johann will ich noch machen. Die breit gelagerte Hallenkir-

che ähnelt mit ihrem Rechteckchor und dem Triumphkreuz dem Dom. In Osnabrück ruht die Gotik seufzend auf romanischen Dinofüssen: keine Bilder-, keine Himmelsstürme. Aber im Schatten des Dinoleibs lagern ein Behindertenwohnheim, eine Babyklappe und eine Drei-Religionen-Grundschule, in der christliche, jüdische und islamische Kinder miteinander lernen. Der Chorraum von Sankt Johann liegt im letzten Licht des kurzen Dezembertags, eine Ordensschwester hängt die Absperorkordel ein, ordnet Gerätschaften. Während ich die Kirche verlasse, denke ich einmal mehr, dass das definitiv Trennende und zugleich Machtvolle der Konfessionen die Atmosphären sind, die sie ausbilden – und die Menschentypen, Psychen, Sinnlichkeiten und Unsinnlichkeiten, die sie bis vor Kurzem geschaffen haben. Kaum die Unterschiede der Lehre.

Ein Haus für den Ausgespuckten

Inspiriert von einem seiner Gemälde, das ein Faltgebilde darstellt, einen Leporello, hat der amerikanische Architekt Daniel Libeskind 1998 den rund zweihundert Bildern des Osnabrücker Malers Felix Nussbaum eine Herberge geschaffen: Ein Labyrinth, in dem Geist und Seele eines Angsterfüllten umweg-

los Architektur geworden sind. Nussbaum, von der Vaterstadt verstossen, starb 1944 in Auschwitz, 39-jährig – einer von 102 Osnabrücker Juden, die der Vernichtung nicht entgingen. Ich gehe über Rampen, höre Geräusche, finde mich in einem Bildersaal, traue mich nicht, Türen zu öffnen, die «verboten» aussehen, wage es doch, wechsele Etagen, ohne recht zu wissen, wie, sehe plötzlich durch ein Bodengitter eine Ebene, die ich schon passiert habe. Nussbaums Kunst ist stark genug, sich gegen ihren klostrophobischen Hallraum zu behaupten.

Ach ja. Die konfessionelle Toleranz: Auch hier hat sie den Synagogenbrand und den Abtransport der Juden nicht verhindert, so wenig wie orgiastische Hexenverfolgungen durch den lutherischen Rat ein paar Jahrhunderte zuvor. Was sind siebzig Jahre? Viel? Wenig? Jeder, der heute das Rathaus betritt, legt die Hand um das Wort «Friede». Nach dem Zweiten Weltkrieg hat die Stadt Selbstaufklärung und Toleranz, Friedensfeste, Friedensbräuche, Friedensforschung und Friedenspreise zu ihrem Markenkern gemacht. Pegida und AfD haben hier kein Terrain, dafür, heisst es, Menschen aus 140 Nationen. Lokalstolz bedingt hier Friedensstolz, denn nur des



Es gibt noch viel mehr zu sehen: zum Beispiel das Jugendstiltheater von 1909.

Friedens wegen schaut die Welt auf Osnabrück. Die Fallhöhe wäre grösser als anderswo, wenn es seine späte Berufung verriete.

Friedensgruss an die Eidgenossen

«Was aber für die Schweiz ganz wichtig ist!» Martin H. Jung, Professor für Theologiegeschichte, ein Schwabe, der in Basel lehrte, bevor er hierherkam, gab mir auf, Folgendes zu erzählen: 1646/47, als die Friedensverhandlungen in vollem Gange waren, in Osnabrück, Münster und «auf halbem Wege» zwischen beiden Städten, logierte in Osnabrück ein Mann, den niemand eingeladen hatte. Aufeigene Faust, halbherzig gestützt von den vier reformierten Stadtorten der Eidgenossenschaft, ignoriert von den Urkantonen, verhandelte er für seine Landsleute. Ihm, dem Basler Bürgermeister Johann Rudolf Wettstein, ist zu verdanken, dass am 25. Oktober 1648 von der Freitreppe des Osnabrücker Rathauses aus neben der vollständigen Unabhängigkeit der Niederlande auch die faktische Unabhängigkeit der Schweiz verkündet wurde. Liebe Schweizer, was für ein Glück, habt ihr Osnabrück!

Für Osnabrück und seine verwundete Schönheit gewonnen haben mich Brigitte Neuhaus, Martin H. Jung, sein Doktorand Vinzent Peltz, Beate Krämer und Katharina Opladen. Hermann Queckenstedt hat mir sein wunderbares Diözesanmuseum gezeigt und das Auge für den Genius Loci, Fussball und Liturgie und einiges sonst geöffnet.

Die Friedensstadt – offiziell und geheim

Osnabrück wurde Ende des 8. Jahrhunderts unter Karl dem Grossen als Bischofssitz gegründet. Das heutige Bistum umfasst die westliche Hälfte Norddeutschlands mit den ostfriesischen Inseln. Derzeit hat die mit Oldenburg drittgrösste Stadt des Bundeslands Niedersachsen 162 500 Einwohner; rund 14 Prozent von ihnen sind Studierende. Sie ist Sitz der im Jahr 2000 gegründeten Deutschen Stiftung Friedensforschung und vergibt seit 1991 alle zwei Jahre den Erich-Maria-Remarque-Friedenspreis, benannt nach dem Verfasser des Antikriegsromans «Im Westen nichts Neues» (1929), der 1898 hier geboren wurde und 1970 in Locarno starb. Ein Geheim-

tipp, selbst vielen Einheimischen nicht bekannt: In einem der grossen deutschen Romane des 20. Jahrhunderts, «Ginster» (1928) von Siegfried Kracauer, ist das Osnabrück des Jahres 1918 als gemütlich-dämonische Kleinstadt «O.» unnachahmlich schillernd porträtiert.

Informationen:
Osnabrück Tourismus
Bierstrasse 22-23
D-49074 Osnabrück
Tel. 0049 541 323 2202
www.osnabrück.de

